

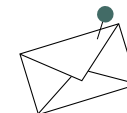
BAUNETZWOCHE #339

Das Querformat für Architekten, 25. Oktober 2013



Dienstag

Unsere Lektüre in der Mittagspause: „Es ist reaktionär, einen alten Zustand krampfhaft aufrecht zu halten!“ Das sagte der Pop-Art-Künstler Jim Avignon der [Berliner Morgenpost](#). Privatmeinung, könnte man annehmen. Wenn es dabei nicht um ein öffentliches Denkmal ginge, das unter Schutz steht: Gemeint ist die 1990 von Künstlern bemalte Hinterlandmauer in Berlin am Spreeufer, die seitdem als „East Side Gallery“ zum bekannten Wahrzeichen geworden ist. Hier hatte Jim Avignon am Samstag zusammen mit Kunstschülern sein eigenes Bild übermalt und durch ein aktuelles Motiv ersetzt: Nicht mehr kalte Krieger, sondern Baulöwen, Spekulanten, DJs und Touristen sind jetzt darauf zu sehen. Die Denkmalschutzbehörde ist nicht amüsiert; sie prüft, ob sie Strafantrag stellt. Denkbar, dass Avignon die Auflage bekommt, sein neues Bild zu entfernen, um darunter das alte wiederherzustellen. Denkmalschutz schützt hier also den Künstler vor sich selbst.

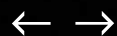


[BAUNETZWOCHE-Newsletter bestellen!](#)



Überforderung, *Stress and the City* Langeweile und Einsamkeit

Foto: Clarissa Bonet



01 Editorial

02–21 Special

22 Architektenprofile

23–24 Tipps

25 Buchrezension

26–27 Ausstellungen

28 *Bild der Woche

BAUNETZWOCHE[®] 339 Mosa.



Foto: Clarissa Bonet aus der Serie „City Space“

Warum machen Städte krank?

Ein Arzt, ein Architekt und der Entertainer Harald Schmidt: Drei Gespräche über Vorzüge und Nachteile des Stadtlebens und die Suche nach den Ursachen für den Stress in der Großstadt. Sind wir am Ende selber schuld?

Welcher Stadtstress geht unter die Haut?

Ein Gespräch mit dem Stressforscher Mazda Adli



Ein Arzt will dem Stress in der Stadt auf den Grund gehen. Der Psychiater Mazda Adli untersucht die Risiken des Großstadtlebens unter dem Titel „Stress and the City“ – darüber diskutiert er mit dem Architekten J. Mayer H., aber auch der Entertainer Harald Schmidt kommt zu Wort. Passend dazu zeigen wir die Serie „City Scape“ der amerikanischen Fotografin Clarissa Bonet. Ihre Bilder zeigen die Einsamkeit Chicagos.

Herr Adli, was verstehen Sie unter Neourbanismus?

Wir wissen heute aus vielen Studien, dass das Erkrankungsrisiko für bestimmte psychische Störungen in Städten höher ist als auf dem Land – dazu gehören Schizophrenie, Depressionen oder Angsterkrankungen. Woher das kommt? Hinweise zeigen, dass psychisch labile Menschen nicht etwa eher die Stadt aufsuchen, sondern es scheint einen Kausalzusammenhang zwischen Stadtleben und psychischer Erkrankung zu geben. Eine Studie von 2011 hat gezeigt, dass die stressabhängige Verarbeitung von Emotionen bei Stadtern anders ist als bei Landbewohnern.

Je größer die Stadt, in der man aufwächst und lebt, desto höher ist die Stressresponsivität des Einzelnen. Zu den Risikogruppen gehören vor allem alte Menschen und Kinder.

Was bedeutet das?

An sich ist das nicht weiter schlimm. Wenn aber Stress mit einer genetischen Risikokonstellation für bestimmte Krankheiten oder mit anderen sozialen Risikofaktoren zusammentrifft, kann es möglicherweise problematisch werden. Darum ist es wichtig, dass Psychiater und Neurowissenschaftler sich mit Architekten und Stadtplanern abstimmen. Was sind eigentlich die Risiko-

faktoren in den Städten und in Wohngebieten, die die Gesundheit und das Aufwachsen in der Stadt gefährden können?

Gibt es denn schon konkrete Kooperationen?

In Architektur und Stadtplanung gibt es durchaus schon eine Lebensqualitätsforschung. Wir kämen in diesem Feld jedoch wesentlich weiter, wenn man eine gemeinsame Methodik dafür entwickeln würde. Um Stressexpositionen und Emotionswerte zu messen, könnten Architekten Methoden anwenden, die sich in der Neurowissenschaft oder der psychiatrischen For-

schung etabliert haben. Bisher sind die beiden Welten noch sehr getrennt. Wir brauchen ein Verständnis für die Variablen, die unsere Psyche beeinflussen. Deshalb wollen wir herausfinden: Was ist genau der Stadtstress, der unter die Haut geht? Gemeinsam mit der Alfred-Herrhausen-Gesellschaft haben wir das Forum „Stress and the City“ initiiert. Der Architekt Jürgen Mayer H., der Berliner Gesundheitssenator Mario Czaja, der Münchner Stressforscher Florian Holsboer und der Entertainer Harald Schmidt, Schirmherr der Deutschen Depressionsstiftung, haben hierbei den Auftakt mit uns bestritten. Meinungen und Positionen zu sammeln ist der nächste Schritt.

„Es gibt ja viele gute Seiten an der Stadt: Den Leuten geht es insgesamt wesentlich besser: Sie haben mehr Geld, mehr Bildung und eine bessere Gesundheitsversorgung als auf dem Land.“

„Der Mensch fängt erst dann an, sich für Themen wie Urbanisierung zu interessieren, wenn sie die Gesundheit betreffen.“

Das klingt immer noch sehr abstrakt. Können Sie ein Beispiel nennen?

Es gibt zwei Stressfaktoren, die eine entscheidende Rolle spielen: soziale Dichte auf der einen und soziale Vereinzelung auf der anderen Seite. Ein Stadtstress-Index ließe sich bilden, indem diese Stressfaktoren Quartier für Quartier gemessen werden – so hätte man eine Stresskartierung der einzelnen Stadtteile. Die gleiche Methodik könnte man aber auch auf einzelne Wohnhäuser übertragen. Bei den Risikogruppen mit einem hohen Vereinsamungsrisiko wie zum Beispiel Senioren oder Migranten kommt es

darauf an, diesen Stadt-Stressindex niedrig zu halten. Das heißt zum Beispiel, Bewegungsräume zu öffnen und ausreichend Gelegenheiten für Begegnungen zu schaffen. Ein Quartier sollte so geplant sein, dass sich das Leben auch vor den Häusern und auf Plätzen abspielen kann. Alles eigentlich Faktoren, die für sich einzeln schon berücksichtigt werden, aber weniger im Hinblick auf ihr Stresspotential.

Sie zählen als Risikogruppe vor allem Kinder und alte Leute auf – bei dem Titel „Stress and the City“ erwartet man eher die Workaholics. Ist Burnout eine Modeerscheinung?

Das ist ein komplett anderes Thema, beim Stichwort Burnout denken wir in der Regel an Stress im Arbeitskontext. Das ist natürlich auch Stress im modernen Lebensumfeld, hat aber mit dem urbanen Umfeld wenig zu tun.

Bedingt sich das nicht? Zum Beispiel machen Architekten in der Schweiz freitags entspannt um 15 Uhr Feierabend, während Berliner Architekten wesentlich länger arbeiten wollen und müssen und kaum ein Ende finden.

Das hat nichts mit Stadt zu tun, sondern vielleicht mit der Schweiz: Ich kenne auch Ärzte aus der Schweiz, die

genauso pünktlich ins Wochenende verschwinden können. Natürlich haben wir in den Städten eine höhere Dichte an Dienstleistung, Konkurrenz und Wettbewerb und deshalb eine höhere Ereignisdichte als auf dem Land. Das mag zum Stress-Erleben in der Stadt beitragen, und wenn man dann morgens in der vollgestopften U-Bahn zur Arbeit fährt und abends wieder zurück, ist das auch Stress. Architekten und Ärzte mit anstrengenden Jobs verkörpern eigentlich nicht den typischen Stadtstress. Das ist Arbeitsstress.

Ist Berlin denn eine gestresste oder eine entspannte Stadt?

Berlin ist im Durchschnitt eine Stadt, die insgesamt sehr gut funktioniert. Breite Straßen, kaum Dichte-Gefühl – es ist eine Stadt, die in Kieze unterteilt ist mit eigenen Infrastrukturen, die ein Sozialkapital garantieren. Man kann sich gut durch Berlin bewegen, zu Fuß, mit öffentlichen Verkehrsmitteln und mit dem Auto, der öffentliche Raum ist für alle zugänglich, besonders im Sommer kann sich das Leben nach draußen in die Parks und Straßen verlagern – das ist nicht in allen Stadtteilen so, aber in den meisten.

Negativbeispiele sind Städte ohne Erdgeschoss-Nutzung, ohne Ladenzeilen und Geschäfte – wo es keinen Grund gibt, das Haus zu verlassen, weil das Leben in großen Wohntürmen stattfindet. Viele Großstädte in Asien sind so angelegt, Peking habe ich in vielen Teilen so erlebt, da gibt es keine Quartierskultur. Gleichzeitig ist China ein Land, in dem die Urbanisierung besonders stark

vorangeht – mit dem Trend, dass große Teile der Landbevölkerung in Trabantenstädte umsiedeln, ohne dass diese stadtplanerisch und psychologisch ausgearbeitet sind. Das sind gesundheitsrelevante Veränderungen.

Was ist Architektur, die Sie begeistert?

Ich brauche Gebäude, in denen ich das Gefühl habe, nicht unterzugehen, sondern auch leicht andere Menschen treffen kann. Das Tageslicht ist ein wichtiger Zeitgeber für die menschliche Biologie. Deshalb sind große Fenster, Helligkeit und ein Außenbezug wichtig – für mich zählt aber auch der Kontakt zur Stadt. Von meinem Bürofenster sehe ich auf den Gendarmenmarkt. Das gibt mir das Gefühl, ganz Teil der Stadt zu sein, es vermittelt ein intensives Zugehörigkeitsgefühl. Das entspannt mich. Auf dem Land hätte ich das nicht.

*(Das Gespräch führte
Jeanette Kunsmann)*

Mazda Adli setzt sich als Psychiater und Stressforscher mit der Frage auseinander, welche Elemente im modernen Lebensumfeld das individuelle Stresserleben beeinflussen. Ein Faktor ist die Urbanisierung. Für das Urban Age-Projekt 2009 in Hong Kong der Alfred-Herrhausen-Gesellschaft und der *London School of Economics LSE* zum Thema Gesundheit und Urbanisierung hat er begonnen, sich mit dem Thema „Stress and the City“ intensiver auseinanderzusetzen; in diesem Kontext ist der Begriff Neurourbanismus entstanden. An der Charité leitet er einen Forschungsbereich zu Stress und Depression. Seit Juli 2013 ist der 44-Jährige neuer Chefarzt der Fliedner-Klinik Berlin. Unter dem Leitthema „Psychische Gesundheit für die urbane Bevölkerung“ behandelt er dort mit seinem Team vor allem psychische Stressfolgeerkrankungen wie zum Beispiel Depressionen.



Terra Tones

A natural mix of tones **Mosa.**

Mosa hat ein innovatives und prämiertes Fliesenkonzept entwickelt, das in seiner Art unvergleichlich ist: Terra Tones. Keine Fliesenserie im herkömmlichen Sinn, sondern eine völlig neue und subtile Fliesenoberfläche in harmonischen Keramikfarbtönen. Mit Grey Green schafft Mosa eine neue Farbvariante mit einer natürlichen Ausstrahlung. Terra Tones bietet dem Architekten innovative Designmöglichkeiten für die Gestaltung von Boden, Wand oder Fassade.

www.mosa.nl



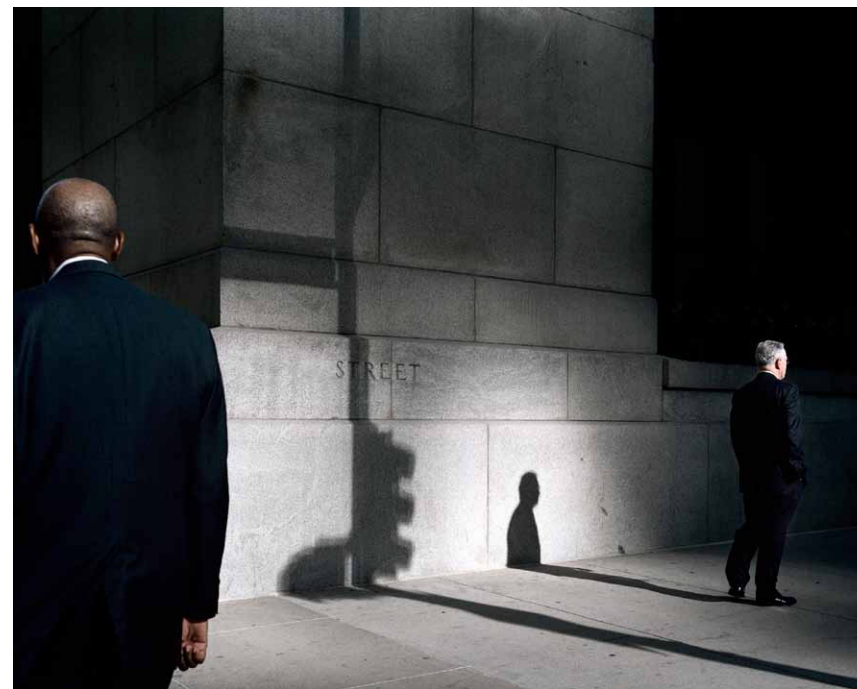
Clarissa Bonet
City Space

„Manchmal scheint die Stadt überwältigend: Sie fühlt sich groß und chaotisch an. Aber es gibt auch Zeiten, in denen alles still und ruhig ist. Diese Dualität der Stadt fasziniert mich und ist eine Inspiration für meine Fotos.“

Die hohen und geheimnisvollen Gebäude, anonyme Menschenmassen und das endlose Meer aus Beton einer Großstadt inspirierten die amerikanische Fotografin Clarissa Bonet zu ihrer Serie „City Space“. Diese ist eine fortlaufende fotografische Erkundung der Stadt und deren Wahrnehmung; im Zentrum stehen der urbane Raum und dessen emotionaler und psychischer Einfluss auf den Körper. „Die Fotografien rekonstruieren banale Geschehnisse, die ich persönlich bereits erlebt oder beobachtet habe. Licht, dunkle

Schatten und gedeckte Farben sind visuelle Strategien, die ich heranziehe, um eine Stadt zu beschreiben“, erklärt die 27-Jährige. Bonet inszeniert die Stadt als Bühne und verwandelt den physisch erfahrbaren Raum in einen psychologischen. Ihre Bilder vermitteln weniger das Gefühl einer gemeinsamen Erfahrung, vielmehr sind sie eine persönliche Interpretation urbaner Landschaft. Clarissa Bonet lebt und arbeitet in Chicago.

clarissabonet.com



Clarissa Bonet: City Space



Clarissa Bonet: City Space



Clarissa Bonet: City Space



Foto: Paul Green

Gibt es eine gesunde Architektur?

Ein Gespräch mit Jürgen Mayer H.

Was ist Stress?

Ich habe mich in meinem Studium lange mit dem Thema Langeweile und Gesellschaft beschäftigt. Soziologisch betrachtet, ist Langeweile ein Schwanken zwischen Überdruß und Entleerung. Beide Extreme sind problematisch: Es fehlen Interesse, Stimulation und Neugier. Stress ist nur eine andere Definition von Langeweile, weil er eine Art von Über- oder Unterforderung ist, die kein eigenes Handeln mehr zulässt.

Stress ist also Langeweile?

Psychologisch gibt es vier verschiedene Kategorien von Langeweile, und wenn

man diese durch Stress ersetzt, sind sie relativ identisch. Es gibt die situative Langeweile, also z. B. bei einem Treffen im Restaurant, bei dem ich aber weiß, dass es in einer Stunde vorbei sein wird. Die zweite ist repetitive Langeweile, also so etwas wie Fließbandarbeit, die sich ständig wiederholt, oder der routinierte Wochenalltag. Die dritte Form ist existenzielle Langeweile, die auch zu psychischen Krankheiten oder gar bis hin zum Selbstmord führen kann. Dementsprechend ist dieses Gefühl der Sinnlosigkeit die kritischste Langeweile. Bleibt als vierte Kategorie kreative Langeweile: eine Art kreativer Blockade, bei der ich aber weiß, wenn die Idee da ist,

habe ich auch den Durchbruch, und es geht wieder weiter. Das kann auch eine Form von Antrieb sein.

Heute fällt es eher schwer, sich zu langweilen – wir wollen immer unterhalten werden.

Das ist das Problem der digitalen Gesellschaft – vom Handy, das einen ständig begleitet, bis zum 24-Stunden-TV-Programm. Ob es nun Langeweile, Stress oder Burnout heißt – ich glaube, das sind ähnliche Phänomene, die zu anderen Zeiten nur anders definiert wurden.

Langeweile war eine Zeit lang auch ein Ausdruck von Lebensgefühl, man denke an den gelangweilten Dandy. Bei Marx gab es die Monotonie des Alltags durch die Industrialisierung, und Adorno schreibt über die endlosen Fassaden in Paris, die sich monoton wiederholen. Heute ist Freizeit eine Belastung. Da bringen Langeweile oder Stress eine Art von Selbstverantwortung mit sich: die Frage, wie ich mein Leben gestalte. Langeweile oder Stress sind auch immer Motor für Innovation.

Zum Stichwort **Neuro-Urbanismus**. Kann die Medizin Stadtplaner unterstützen?

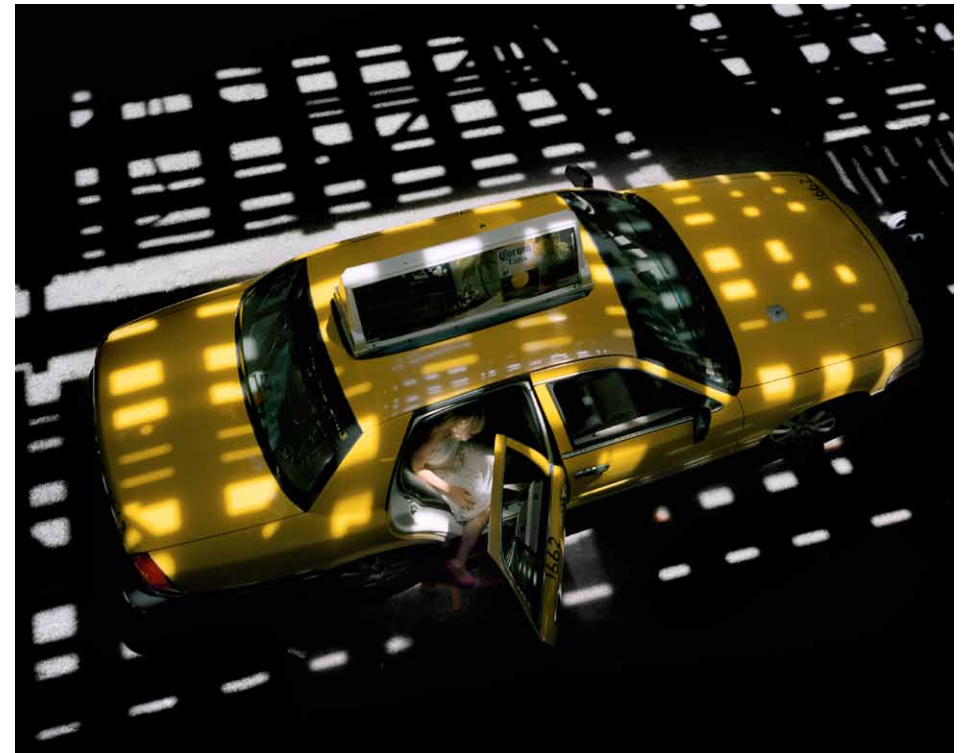
Ich kann mir durchaus vorstellen, dass es Kartierungen gibt, auf denen man bestimmte Krankheitsbilder erkennen kann. Aber um daraus Schlüsse für die Stadtplanung zu ziehen, ist es noch zu früh. Mich würde eher interessieren, inwieweit die Digitalisierung der Gesellschaft eine andere Art von Stadtleben generiert und wie wir damit umgehen. Das ist ein viel größerer Stressfaktor als das Wohnumfeld.

Gibt es eine gesunde Architektur?

Ich will das nicht im Zusammenhang mit dem Thema Stress sehen – da gibt es ganz andere Faktoren. Ob Licht und Sonne, Rückzugsmöglichkeiten oder Gemeinschaftsräume: Das soziale Umfeld ist viel entscheidender. Den Wohnstandard in Deutschland muss man kaum als psychische Belastung sehen – es sei denn, eine Familie mit sechs Kindern kann sich nur eine Zwei-Zimmer-Wohnung leisten. Wichtiger ist die Wohnung im Kontext zum sozialen Umfeld. Ich glaube, dass ein Nachbar viel schlimmer sein kann als eine schlechte Wohnung.

Was sind denn für Sie als Architekt die konkreten Ansätze, Stressfaktoren zu minimieren?

Ich kann noch nicht sagen, wo diese Auseinandersetzung hingeht. Baugruppen sind ein Ansatz, Verantwortung für den Ort und die Nachbarschaft zu übernehmen. Aber es gibt kein Allgemeinrezept, jeder muss seinen Ort in der Stadt finden



Ich bin auch weniger auf das Thema Wohnen fokussiert. Viel interessanter finde ich, wie sich digitale Entwicklungen auf den Stadtorganismus auswirken – das betrifft Mobilität und Kommunikation, auch die Art, wie wir uns begegnen und verabreden. Heute kann per SMS ständig alles hin und herschoben werden. Man bleibt unverbindlich und vage bis zum Schluss.

Und alles ist auch wesentlich schneller.

Für den Verkehr bedeutet das: Über GPS, Assistenzsysteme und eine andere Art der Kommunikation kann das Auto eines Tages von alleine fahren, vielleicht braucht man auch nicht mehr ein eigenes Auto, sondern hat über Apps Zugang zu Car-Sharing-Systemen, also Autos, die fahren, und man steigt einfach kurz ein.

„Stress ist nur eine andere Definition von Langeweile, weil er eine Art von Über- oder Unterforderung ist, die kein eigenes Handeln mehr zulässt.“

Ferngesteuerte Taxis also: Das wäre fantastisch.

Utopisch ist das nicht. Die Frage ist eher, was passiert bei Unfällen etc. Aber interessanter sind die Folgen für die Stadt, wenn es keine privaten Autos mehr gibt, und damit auch keine parkenden Autos, die auf der Straße stehen und Platz wegnehmen. Dann werden die Gehwege und Straßen breiter, es gibt mehr Freiräume, und man kann auf einmal die Stadt nach innen entwickeln. Es entstünde ein Entwicklungspotential innerhalb der Stadt. Das wäre eine Umwälzung, die das Thema Stadt noch mal ganz neu hin-

terfragt. Wann es soweit sein kann, lässt sich schwer sagen. Mich wundert immer, wie gut die Städte noch funktionieren – trotz Auto! Viele Straßen sind ja geplant worden, bevor es das Auto gab.

Da sind wir in Berlin mit den breiten Straßen aber auch verwöhnt.

In Städten wie London sind die Straßen immer verstopft. Wie man sich durch die Stadt bewegt, kann auch ein extremer Stressfaktor sein. Wenn meine Freunde in der ganzen Stadt verteilt sind, muss ich mich viel mehr bewegen. Möglichkeiten der Begegnung

Jürgen Mayer H. hat in drei ganz unterschiedlichen Großstädten gelebt: Er studierte Architektur in Stuttgart und in New York, 1996 gründete er nach seinem Studium sein Büro in Berlin – seitdem wohnt und arbeitet der Wahlberliner in Charlottenburg. Für seinen ersten realisierten Bau, das Stadthaus in Ostfildern, wurde ihm 2003 der Mies-van-der-Rohe-Preis verliehen, 2005 wurde er für seinen Metropol-Parasol-Entwurf in Sevilla mit dem Holcim-Award in Bronze ausgezeichnet. Für sein radikales Mobilitätskonzept „a.way“ wurde er 2010 Gewinner des *Audi Urban Future Award*. In seinem Szenario fungiert das Auto als digitale Schnittstelle zwischen Benutzer und Stadt und wird so zur „Wahrnehmungsmaschine“. Zudem soll der Stadtraum von Verkehrsschildern, Ampeln und vor allem dem ruhenden Verkehr „gereinigt“ werden, um mehr Raum für Mobilität und Aktivitäten im Stadtraum zu gewinnen.

werden schwieriger. In London trifft man sich deshalb nach der Arbeit im Pub. Würde man nach der Arbeit nach Hause fahren und sich danach noch mal woanders treffen, wären das zu weite Wege. In Berlin ist es wesentlich unkomplizierter, auch weil die öffentliche Infrastruktur so gut ist.

Berlin ist für Harald Schmidt und Mazda Adli die Stadt in Deutschland mit der größten Lebensqualität – wie ist es bei Ihnen?

Berlin war in den letzten zwanzig Jahren eine extrem spannende Stadt, weil sie sich so sehr verändert hat. Die Stadt

ist offen für Input von außen. Ich habe vor Berlin zwei Jahre in New York gewohnt und war schockiert, wie groß und wie grün Berlin ist – für mich war es gar keine Stadt in dem Sinne, eher eine Landschaft.

(Das Gespräch führte Jeanette Kunsmann)



Clarissa Bonet: City Space



Clarissa Bonet: City Space



Haben Sie ein Smartphone?

Ein Gespräch mit Harald Schmidt

Herr Schmidt, Sie sagen, Sie haben keinen Stress in der Stadt.

Überhaupt nicht!

Wie wohnen Sie denn?

Ich wohne in einem renovierten Fünziger-Jahre-Bau, und das war der größte Fehler meines Lebens: dass ich den nicht habe abreißen und neu bauen lassen! Damals war gerade diese Sanierungsphase: „Wir erhalten möglichst viel vom Original.“ Heute würde ich es abreißen lassen und eher quadratisch-praktisch-gut wohnen wollen.

Wie muss man sich das vorstellen: Ist das ein Einfamilienhaus?

Natürlich eine Villa! 4.000 Quadratmeter zu den Nachbarn rüber – ich weiß gar nicht, wie die heißen ...

Auch kein stressfreies Stadtmodell!

Weniger. Ich habe ja eine Buckingham-Palace-artige Mitarbeiterschar, die das alles bewirtschaftet.

Wenn man sagt, man gestaltet die Städte so um, dass sie ent-

spannter sind, endet das vielleicht in einer furchtbar langweiligen Stadt – das hatte man ja in den fünfziger Jahren mit den Abstandsflächen.

Man hätte ja die Chance gehabt: Als die Royal Air Force vor ein paar Jahrzehnten hier sozusagen die Architektur entscheidend verändert hat. Dann wurde das aber alles schnell wieder aufgebaut, weil man neue Gebäude brauchte. Ich glaube, das ist ein Thema für Eliten. Der Plebs ist froh, wenn er irgendwo unterkommt, und ich glaube, wir müssen aufpassen, dass die Gesellschaft nicht noch weiter ausein-

Harald Schmidt lässt sich nicht stressen. „Die ideale Stadt ist für mich Berlin, weil dort kein Leistungsdruck herrscht“, sagt der in Köln lebende Schauspieler, Kabarettist, Kolumnist, Entertainer, Schriftsteller und Moderator. 1957 in Neu-Ulm geboren, 1984 Absolvent an der Schauspielschule in Augsburg, startete Harald Schmidt 1984 seine Kabarettkarriere am Düsseldorfer Kom(m)ödchen – seit 1992 ist er als Entertainer aus dem deutschen Fernsehprogramm nicht mehr wegzudenken. Schmidt engagiert sich seit 2008 als Schirmherr der Stiftung Deutsche Depressionshilfe, weil Depressionen und Burn-Out „ein Massenphänomen ohne Lobby“ sind.

„Ich brauche auch keinen Schreibtisch, ich habe immer am Küchentisch geschrieben oder auf den Knien oder was.“

anderdriftet. Dafür möchte ich heute ein kleines Zeichen setzen.

Ist Stress denn eine Volkskrankheit, oder eher ein Resultat der Medien?

Nein, die Leute sind fertig, so wie ich es wahrnehme, weil sie sich unfassbar viel einreden lassen. Jeder hängt am Handy – ein besonders passendes Beispiel hierfür ist die Digital Mum.

Haben Sie ein Smartphone?

Nein, habe ich nicht. Die Leute sind ja heute bereit, vor allem die Eltern, sich alle neuesten Trends und Erkenntnisse sofort reinzuziehen! Wir bekommen ja bei Kindergeburtstagen mittlerweile vier DIN-A-4-Seiten Allergielisten. Das gute alte Sprichwort: „Leck mich doch, morgen geht ne andere Sau durchs Dorf“ könnte für sehr, sehr viel Entspannung weitab von Tabletten und Therapien sorgen.

Das heißt, die Stadt ist absolut in Ordnung?

Die Stadt ist so, wie sie immer war.

Sie schwärmen von Köln und Berlin – wo leben Sie am liebsten?

Ich wohne wahnsinnig gerne in Köln, denn ich fahre gerne mit dem Zug nach London und nach Paris – das ist enorm perfekt.

Dann ist der ideale Wohnort der, von dem man schnell wegkommt?

Nein. Für mich ist der ideale Wohnort eigentlich eine Klosterzelle. Also Tisch, Stühle und ein Bett – alles andere ist für mich Belastung.

Also die totale Reduktion und Konzentration auf das Wesentliche?

Ja. Ich brauche auch keinen Schreibtisch, ich habe immer am Küchentisch geschrieben oder auf den Knien oder was. Ein Haus und so weiter, das ist für mich alles nur Stress. Ich wohne am liebsten im Hotel!

(Das Gespräch führten Jeanette Kunsmann und Stephan Becker)

Von Gomorra ins Paradies

Über die Psychologisierung des Städtebaus



Clarissa Boner: City Space

Eigentlich war schon der Untergang von Sodom und Gomorra eine Form der Großstadtkritik, auch wenn die Vorstellung von Stadt als Sündenpfuhl heute etwas aus der Mode ist. Die Idee allerdings, dass das städtische Leben den Menschen schlecht bekommt, stand auch am Beginn der Moderne. Die Stadt des 19. Jahrhunderts mit ihren rauchenden Schloten war ganz offensichtlich gesundheitsschädlich. Umgekehrt wurden allerdings nur ein paar Jahrzehnte später die hygienischen Visionen des modernen Städtebaus für ihre seelenlose Rationalität kritisiert und eine Rückkehr zu überschaubaren Gemeinschaften gefordert.

Die Psychologisierung des Städtebaus hat damit jedoch erst begonnen. Unabhängig von allen Ideologien ist die Großstadt der typische Lebensraum des Menschen, und es fragt sich, wie sich das auf Körper und Seele auswirkt. Die Zahlen sind eindeutig. Laut Mazda Adli ist gerade das Risiko von psychischen Krankheiten wie Schizophrenie, Depressionen oder Angststörungen bei Städtern stark erhöht. Aber nicht nur mit Blick auf das individuelle Leiden, auch in Anbetracht der enormen volkswirtschaftlichen Kosten, die das mit sich bringt, ist es an der Zeit, sich näher mit dem Phänomen zu beschäftigen.

Dass also das Großstadtleben, neben allen Freiheiten, die es bietet, auch krank machen kann, scheint festzustehen. Und doch sind die Gründe hierfür alles andere als klar. Natürlich spielt der urbane Lebenswandel eine Rolle, die Kombination aus Dichte, Stress und Einsamkeit, aber auch die gesell-

„Idealstadt, das klingt in diesem Kontext allerdings auch ein wenig nach Watte: nach Stadt als Beruhigungsmittel mit viel Abstandsgrün.“

;

schaftlichen Anforderungen, die in der Großstadt besonders ausgeprägt sind. Umgekehrt mag aber auch eine Rolle spielen, dass sich Menschen mit bestimmten Prädispositionen in der Anonymität der Großstadt einfach wohler fühlen als auf dem Land. Dass auch Architektur und Städtebau unmittelbare Einflussfaktoren sind, gilt den Medizinern als sicher, ist aber gleichzeitig besonders schwer zu definieren. Straßenlärm, Wohnungsgrößen, Gebäudedichten oder die Nähe von Parks und Erholungsflächen sind offensichtliche Ansatzpunkte, kompliziert wird es aber schon bei Themen wie Privatsphäre und Gemeinschaftsflächen.

Diese Unklarheit führt zu einer interessanten Entwicklung. Während die Verwissenschaftlichung der Planung,

wie sie in den 1970er Jahren von den Architekten selbst betrieben wurde, schon kurze Zeit später mit Verve verworfen wurde, kehrt sie nun über andere Disziplinen wie Psychologie zurück. Längst werden neue Studien angesetzt, die durch lückenlose Bewegungsaufzeichnung von Versuchspersonen Rückschlüsse auf die psychologische Wirkung der gebauten Umwelt zu ziehen versuchen. Und plötzlich taucht dann auch eine so antiquierte Idee wie die der Idealstadt wieder auf, die man auf Basis dieses Wissens vielleicht eines Tages planen könnte.

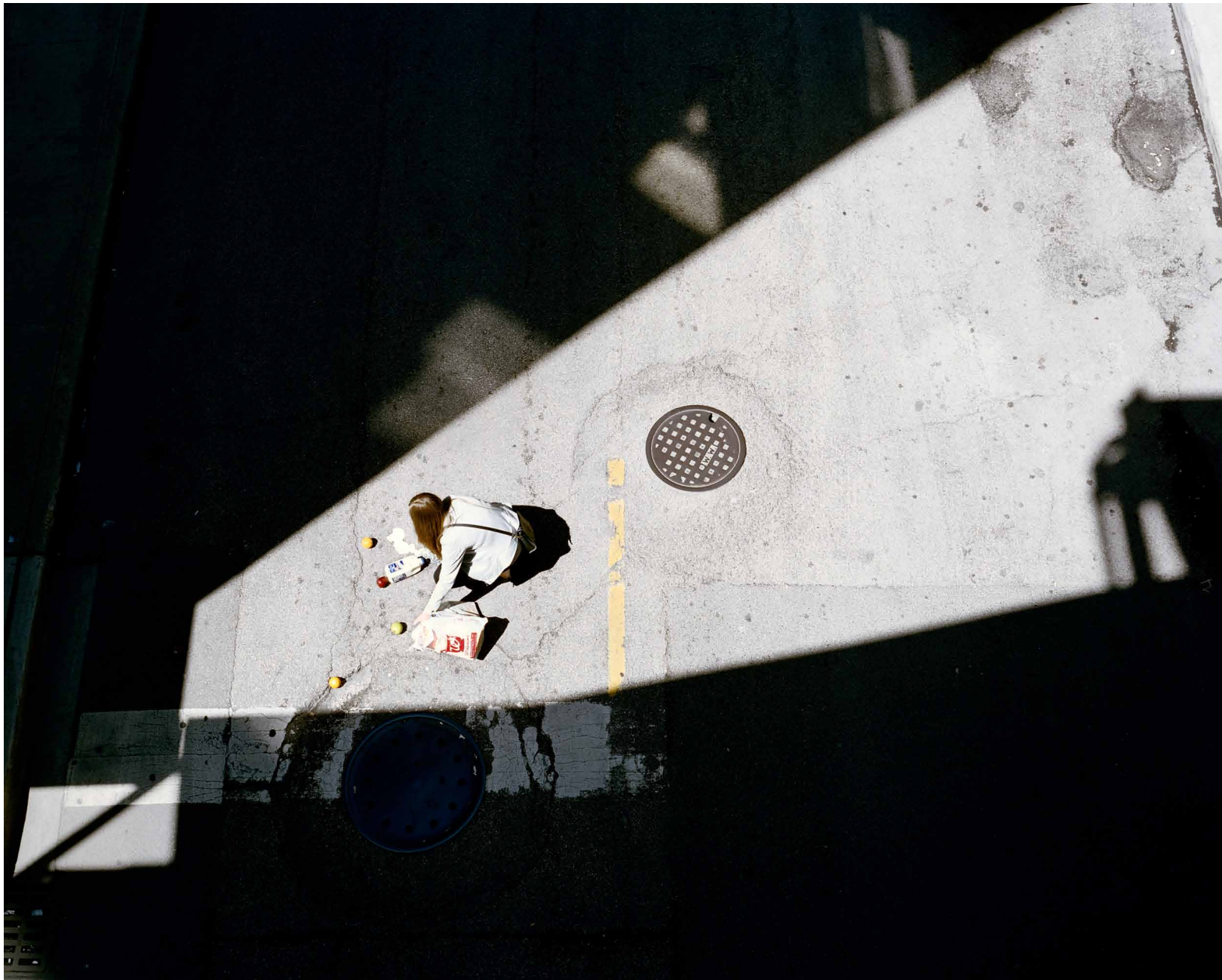
Idealstadt, das klingt in diesem Kontext allerdings auch ein wenig nach Watte: nach Stadt als Beruhigungsmittel mit viel Abstandsgrün. Dass die Angelegenheit deutlich komplexer ist,

belegen andere Forschungsergebnisse. Alles deutet darauf hin, dass homogene Stadtviertel den unmittelbaren Stress der Bewohner deutlich reduzieren, was nicht nur für reiche, sondern auch für arme Viertel gilt. Umgekehrt zeigt sich in größerem Maßstab aber auch, dass sich in stark segregierten Gesellschaften aufgrund der größeren individuellen Existenzangst die Lebensqualität deutlich verringert.

In dieser Widersprüchlichkeit liegt allerdings das Potential des Themas für Architektur und Städtebau – heißt das doch, dass es keine einfachen Lösungen geben wird. Dafür entwickelt sich hier eine neue Perspektive, von der aus Entwurf und Gestaltung ganz anders argumentiert werden können. Dazu gehören typologische Fragen wie die,

welche andere Formen des Wohnen nötig sind, um das richtige Verhältnis aus Nähe und Distanz herzustellen. Dazu gehören aber auch großmaßstäbliche Fragen wie jene nach der Mischung oder danach, wo in der Stadt auch unkontrolliert urbanes Leben notwendig sein muss. Vielschichtiger, schöner, urbaner und noch dazu besser für die Volkswirtschaft, das sind natürlich keine schlechten Zukunftsaussichten für Architektur und Stadt, auch wenn der Ausgangspunkt hierfür zunächst mal kein fröhlicher ist.

(Stephan Becker)

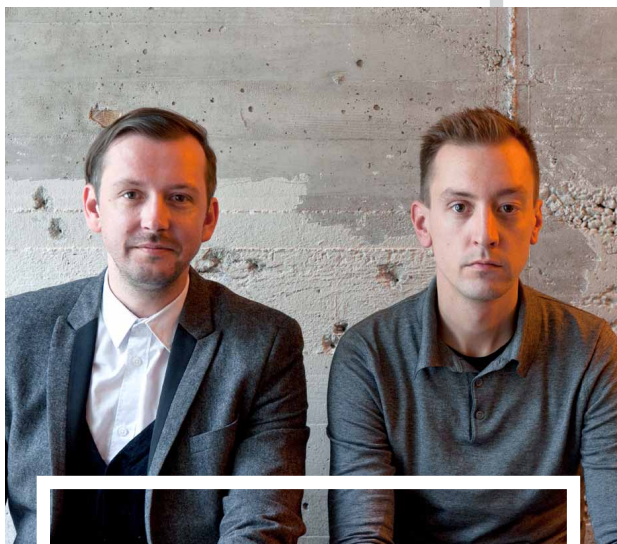


Clarissa Bonet: City Space

Drei aus 413 Büroprofilen:

Architekten-Brüder

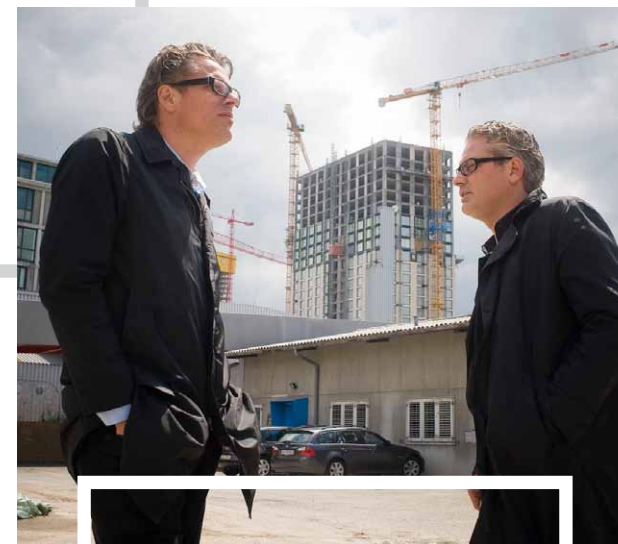
www.baunetz.de/architekten



Ben und Daniel Dratz
Dratz&Dratz
Architekten, Oberhausen



Ansgar und Benedikt Schulz
schulz & schulz
architekten, Leipzig



Piet und Wim Eckert
e2a eckert eckert
architekten, Zürich

Haus am Moor

Inspiriert durch einen Baumstamm auf der Wiese, errichtete Architekt Bernardo Bader in Vorarlberg ein lang gestrecktes Wohnhaus aus unbehandelten, zumeist lokalen Materialien: Massivholz aus heimischer Fichte und Tanne, luftgetrocknete Lehmziegel aus dem Aushub, Zellulose-Dämmung und roher Beton.

Mehr über das Haus am Moor in Krumbach unter www.baunetzwissen.de/Gesund-Bauen



Designer in der Rolle der hartnäckigen Fragensteller und Forscher: Für die Berlinerin Judith Seng ist Gestaltung mehr als Dekoration. Ihr geht es nicht nur darum, Formen für Produkte zu finden, sondern Prozesse und die Wechselwirkungen von Objekt und Nutzer zu analysieren. Sind solche Überlegungen zu theoretisch? Eher analytisch und vorausschauend, wie das Interesse von Unternehmen beweist. Ein Rennwagen-Produzent hat erst kürzlich bei Judith Seng angefragt, und für einen Autozulieferer untersucht sie Mobilität nach Faktoren wie Vernetzung, Heim- und Fernweh. Mehr dazu auf www.designlines.de

Judith Seng: Performance für die Forschung

The Monocle Guide to Better Living



Nicht weniger als ein besseres Leben verspricht der jüngst erschienene Band „The Monocle Guide to Better Living“. Angeleitet von dem vielbeachteten Städteranking des gleichnamigen Magazins, hat sich das Team um den Wallpaper-Erfinder Tyler Brülé für diesen Band mit großem Sachverstand, Übersicht und Liebe zum Detail der Frage genähert, was eigentlich ein gutes Leben ausmacht.

Welche Faktoren machen eine Stadt lebenswert (viel Grün, gewachsene Dienstleistungen, ein schönes Umland und eine gute Infrastruktur gehören dazu). Wie arbeitet der Mensch am Besten (in einem Büro, das gar nicht wie eines aussieht, zum Beispiel). Was

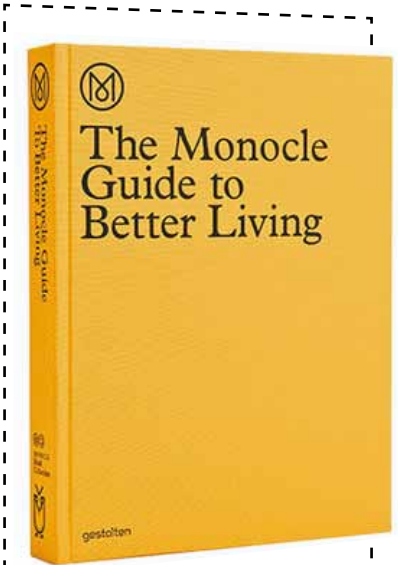
ist das beste Verkehrsmittel (das Fahrrad, natürlich). Aber auch weniger offensichtliche Fragen werden gestellt, wie die nach den Menschen, die es wirklich braucht, damit eine Stadt funktioniert. Es sei verraten: Architekten gehören nicht dazu.

Eröffnet mit der aktuellen Hit-Parade lebenswerter Städte, greift das Buch so gut wie alle Lebensbereiche auf, fasst zusammen und gibt pragmatische Ratschläge, die als Referenz dienen sollen – aber auch einen großen Unterhaltungswert haben. Viele kleinteilige, teils skurrile Beispiele mit einem klaren Bekenntnis zur Diversität - und auf subtile Art auch globalisierungskritisch – geben Inspirationen für das

eigene Leben. Erfolgreiche Metropolen-Modelle von allen Kontinenten zeigen Perspektiven für die Zukunft auf. Charmant aufbereitet, beeindruckend bebildert und durch schöne Illustrationen aufgewertet, ist das Buch kein zweiter Aufguss bereits erschienener Artikel, sondern in großen Teilen originär recherchiert.

Ob man die letzten 200 Seiten mit Empfehlungen von Sonnenbrillen (teuer!), Restaurants (Tokio!) und Einrichtungstipps (schön!) noch als Mehrwert empfindet, sei jedem selbst überlassen. Einem besseren Leben stehen sie jedenfalls nicht im Wege.

(Stephan Burkoff)



The Monocle Guide to Better Living
Gestalten Verlag,
September 2013
Hardcover, 408 Seiten,
Englisch, 45 Euro
shop.gestalten.com



Achille Castiglioni mit der Leuchte Taraxacum '88
Courtesy Archivio Storico (Foto: Cesare Colombo, 1988)

Glühende Birnen und ein Blackout

Die Ausstellung Lightopia im Vitra Design Museum zeigt viel Licht und wenig Dunkelheit

Statistiken und Karten kann man in verschiedene Richtungen deuten. Eine Satellitenaufnahme der NASA bildet die Lichtverhältnisse weltweit ab: Europa und Amerika sind hell erleuchtet, Afrika versinkt weitgehend im Dunkeln. Die Karte hängt derzeit im Vitra-Design-Museum. Sie ist eins der 300 Exponate, mit der die Ausstellung Lightopia die Geschichte des künstlichen Lichts untersuchen will.

Licht und Dunkelheit – das Eine kann ohne das Andere nicht. Die Karte der NASA ist neben einem großformatigen Iwan-Baan-Foto des Blackouts, den der Hurrikan Sandy im Oktober 2012 in New York verursacht hatte, eines

der wenigen Ausstellungsstücke, die auch die Dunkelheit zeigen. Was sie sagen will: Dass sich anhand der Elektrifizierung einzelner Länder und Kontinente deren Entwicklung und Wohlstand ablesen lassen.

Nun ist es naheliegend, dass diese plakatative Ungerechtigkeit ein Aufreger sein könnte, nach dem Motto: Mehr Licht für Afrika. Wer einmal in einem afrikanischem Land war, weiß, warum man die Karte eben auch genau anderes deuten könnte, nämlich: Weniger Licht ist mehr. Wer im Dunkeln sitzt, erspart sich Insektenstiche und kann sich auf das Wesentliche konzentrieren: das Beisammensein.



mischer'traxler, Emil & Clara (Foto: mischer'traxler, 2010)

Ausstellungen

Dies wird zum Teil von vielen Städten und Gemeinden bereits auch umgesetzt; Straßen und Gehwege werden nur beleuchtet, wenn sie auch gebraucht werden. Während Lighttopia das elektrische Feuer also feiert – von stromlosen Leuchtexperimenten bis hin zu den bekannten Designklassikern –, kann man nach einem informativen und unterhaltsamen Rundgang in die finsternen Abendstunden verschwinden, und sich daheim überlegen, welche Vorzüge die Dunkelheit hat. (jk)

Bis zum 16. März 2014 im Vitra-Design-Museum
www.design-museum.de



Carlos Cruz-Diez, Chromosaturation (Foto: Carlos Cruz-Diez & Adagp, Paris 2013)



(Foto: Till Budde)

Das Numen Momentum

Der Kurator Carson Chan zeigt im Deutschen Architektur-Zentrum in Berlin keine klassische Architektur-Ausstellung – das wollte er auch gar nicht. Ihm und dem Künstlerkollektiv „Das Numen“ geht darum, „die Wahrnehmung im unmittelbaren Moment der Repräsentation zu beeinflussen“. In der Ausstellung „Das Numen Momentum“ kann man eine Lichtinstallation erleben, die Daten aus dem Weltraum verarbeitet, und zwar in Echtzeit. Nicht verpassen!

Bis zum 10. November 2013 im DAZ Berlin
www.daz.de

**Zeitgenössische Propaganda-Malerei aus Pjöngjang mit Architektur von OMA und Herzog & de Meuron. Ohne Kommentar.*

www.theguardian.com

